

Sei, was du geworden bist

Sigrid Weigel besticht mit einem großen Wurf zur Evolution

Leute, die etwas auf sich halten, machen sich gegenseitig mit den berühmten Vorfahren bekannt. Das ist heute so, das war immer so. Wenn sich bei Homer die Helden begegnen, dann wetteifern sie nicht nur im kriegerischen Kampf oder im friedlichen Agon miteinander, sondern sie suchen sich auch durch protzige Genealogien gegenseitig zu übertreffen. In der Ilias werden uns genealogische Aufzählungen geboten, wie sie noch bis weit in die klassische und hellenistische Zeit hinein von Königen, Dynasten und Aristokraten öffentlich propagiert wurden, mit dem einzigen Ziel, die Exzellenz des eigenen Geschlechts zu demonstrieren.

Der genealogische Diskurs war somit in hohem Maße wirkungsorientiert. Er zielte nach innen auf Identitätsstiftung und Stabilisierung der Familie, nach außen auf die Legitimation genuin aristokratischer Rang- und Machtansprüche. Nicht anders war es im republikanischen Rom. In dieser hochgradig kompetitiven politischen Kultur befanden sich die führenden Familien („gentes“) in permanenter Konkurrenz um die vorderen Positionen in der Gesellschaft und um die magistratischen Spitzenstellungen, und dabei wurde gezielt in öffentlichen Reden und auf pompös inszenierten Leichenbegängnissen vor einem großen Publikum mit den Leistungen und Verdiensten der Vorfahren geprahlt. Die genealogisch strukturierte Erinnerung tritt uns hier als eminent politisches Argument, im Sinne Pierre Bourdieus als soziales oder symbolisches Kapital, entgegen, mit welchem die Akteure bei ihren Adressaten (die zugleich ihre potentiellen Wähler waren) im wahrsten Sinne des Wortes Kreditwürdigkeit zu erlangen suchten.

Bourdieu, der zusammen mit Jacques Derrida, Michel Foucault und Niklas Luhmann zu den Säulenheiligen der heutigen, stets auf Interdisziplinarität getrimmten Drittmittelantragsprosa und berufungs begründenden Gutachterlyrik gehört, taucht in dem Buch von Sigrid Weigel nicht auf, die Antike und die Historiographie überhaupt auch nur am Rande, Derrida, Foucault und Luhmann aber sehr wohl. In Weigels „Genea-Logik“, ihren Ausführungen über Generation, Tradition, Gattung und Evolution, fehlt die über das achtzehnte Jahrhundert hinaus ausgreifende geschichtliche Unterfütterung, doch soll dies weniger als Kritik verstanden werden, sondern vielmehr als Hinweis auf weitere Perspektiven ihres engagierten und elaborierten Plädoyers für eine in der Tat ergebnisträchtige interdisziplinäre Kooperation.

In zehn Kapiteln entwickelt Weigel, die am Berliner Zentrum für Literaturforschung seit Jahren erfolgreiche Großprojekte zur Genealogie und Vererbung an der Nahtstelle zwischen Kultur- und Naturwissenschaften betreibt, ein beeindruckendes Panorama kultur- und wissenschaftsgeschichtlicher Überlegungen und scheut – dabei stets als Expertin für Buchstaben, Texte und Aufschreibesysteme im weitesten Sinne – auch nicht die kritische Reflexion genuin biologischer, evolutionstheoretischer und molekulargenetischer Fachdiskurse. Ihre zehn Kapitel stellt sie unter sechs programmatische Obertitel: Genealogie, Tradition und Erbe, Familie und Generation, Gattung und Literatur, Evolution, Genetik.

Bereits aus der Begriffsgeschichte der Genealogie kann Weigel die sachlich geradezu gebotene Zusammengehörigkeit natur- und geisteswissenschaftlicher Überlegungen herleiten. Leib und Geschichte, Anlage und Vererbung besitzen Konnotationen aus beiden Wissenschaftsfeldern, Stammbäume, Lebensbäume und biogenetische Diagramme werden als Ausformungen einer im weitesten Sinne auf Texte und

Bilder angewiesenen Methode des Verstehens und Deutens beschrieben. Nicht immer jedoch überzeugt dieses für das gesamte Buch grundlegende und in vielen Fällen durchaus gelungene Bemühen Weigels, textorientierte und naturwissenschaftlich ausgerichtete Verfahren in ein Deckungs- oder wenigstens Entsprechungsverhältnis zu bringen. So können aus der Kriminalistik bekannte Phantombilder, die aus individueller Erinnerung und vorformulierten, archivierten Bildelementen am Computer entstehen, wohl kaum „als Allegorie für das Aufschreibesystem Literaturgeschichte verstanden werden“, denn letztere ist weit weniger auf Repetition und in sehr viel höherem Maße auf schöpferische (Re-)Konstruktion hin angelegt.

Bestechend sind demgegenüber Weigels Einlassungen zum Generationenkonzept. Den zum Beispiel mit dem Buch „Generation Golf“ literarisch konturierten und in der amerikanischen Sozialwissenschaft („Generation 11. September“) gesellschaftstheoretisch profilierten, also in der unmittelbaren Aktualität verankerten Generationenbegriff etabliert sie überzeugend als Schlüsselkonzept an der Schnittstelle zwischen verschiedenen Wissenschaftskulturen. Und sie selbst führt dieses Konzept in ihren Analysen zur Erinnerungskultur (Nora), zur Hermeneutik (Dilthey, Schleiermacher), zur Philosophie (Herder, Schlegel) und zur Psychologie (Freud) als ein gewinnbringendes vor. Vergleichbare Bedeutung misst Weigel dem Begriff der Gattung zu, die in Verbindung mit Geschlecht und Generation als Leitthema der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts erwiesen und an Adalbert Stifters „Narrenburg“ exemplifiziert wird. Anschließend widmet sie sich der Gattung der Biographie und dekonstruiert konventionelle Modelle, die von der Einheit eines Lebens- und Textkontinuums ausgehen. Statt dessen entwickelt sie eine eigene, an Derridas Kategorie des Postalischen orientierte Vorstellung von Biographik, die vor allem mit Erinnerungssplintern, Resten, Fragmenten und Hinterlassenschaften zu tun hat und auf das traditionelle Ansinnen, daraus eine Einheit zu konstruieren, programmatisch verzichtet.

Von der Biographik ist es nur ein kurzer Weg zu Evolution und Genetik, den Themen der beiden abschließenden Kapitel des Buches. Darin wagt sich die Geistes- und Kulturwissenschaftlerin Weigel weit auf entlegenes, naturwissenschaftliches Terrain vor, und hier stellt sich unweigerlich die Gretchenfrage, die für jede unter das Signum der Interdisziplinarität gestellte Unternehmung lauten muß: Was leistet der Blick über den Tellerrand, wie weit reicht die Kompetenz des Blickenden?

Weigels Belesenheit und terminologische Fertigkeit verdienen alle Hochachtung, der Zugriff auf die ihr fremden Gegenstände ist freilich der ihr vertraute: Sie analysiert aus wissenschaftsgeschichtlicher und kulturwissenschaftlicher Perspektive evolutionstheoretische Konzepte und konzentriert sich in ihren Ausführungen zur Genetik auf die Tatsache, daß auch der genetische Diskurs mit Buchstaben, verschriftlichten Codes und poetischen Metaphern operiert. Mit diesem Verfahren nimmt Weigel Möglichkeiten und Grenzen der Interdisziplinarität zwischen Kultur- und Naturwissenschaften ernst und zeigt, wie eine disziplinierte Diskussion zwischen den Disziplinen geführt werden kann.

HARTWIN BRANDT

Sigrid Weigel: „Genea-Logik“. *Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*. Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2006. 288 S., br., Abb., 29,90 €.